Karl-Reinhart Trauner

Totenehrung als Vermächtnis – Lessons Learned 1914/15–1918/19?

Es ist interessant, dass es in der Sekundärliteratur zwar zahlreiche Arbeiten über die verschiedenen Stellungnahmen kirchlicher Vertreter in der ersten Phase des Krieges gibt, aber nur unzureichend auf die Verarbeitung des verlorenen Krieges und der Opfer durch Kirchenvertreter eingegangen wird.[1] Das ist umso erstaunlicher, als sonst die Zeit der Zwischenkriegszeit sehr intensiv erforscht ist, v. a. was das Aufkommen des Nationalsozialismus betrifft.

Was die Evangelisch-Theologische Fakultät anbetrifft, ist der Vergleich zwischen den Stellungnahmen zwischen 1914/15, als die Hörer der Fakultät nicht zuletzt unter dem Einfluss der Professorenschaft sich nahezu geschlossen als Freiwillige zum Truppendienst meldeten, und jenen nach dem Zusammenbruch umso interessanter, als es sich im Wesentlichen um dieselben Personen handelt: den Alttestamentler Fritz Wilke und den Kirchenhistoriker Karl Völker.

Noch wenige Monate vor dem Zusammenbruch wurden Theologen in den Kriegsdienst verabschiedet. Am 15. Juli 1918 hielt Prof. Fritz Wilke eine Rede bei der Abschiedsfeier der Studentenverbindung »Wartburg«, der Hauskorporation der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Wien,[2] für kriegsfreiwillige Kandidaten, bevor diese wieder ins Feld zogen.[3] Wilkes Worte klingen schon wie eine Dankesrede und rückblickende Betrachtung auf den Krieg, der aller-

1 Der vorliegende Beitrag ist eine überarbeitete Fassung des Kapitels »Totenehrung als Vermächtnis« in: Karl-Reinhart Trauner, Vom Hörsaal in den Schützengraben. Evangelische Theologiestudenten im Ersten Weltkrieg (Szentendre 2004) 107–121.

2 Zur »Wartburg« vgl. Josef Beck [Vater], 50 Jahre »Wartburg«. Gedenkschrift zum 100semestrigen Stiftungsfest (Wien 1935); Hans Koch, Die »Wartburg« in Wien. *EvDia* 17 (1935) 198–206.

3 Fritz Wilke, Eine Abschiedsrede gehalten bei der Abschiedsfeier der »Wartburg« für die kriegsfreiwilligen Kandidaten am 15. Juli 1918. *KH* Sept.-Okt./1918 6f.

dings draußen an den Fronten durchaus noch tobte. Doch Wilke drückte die Hoffnung aus, *»daß ihr euch bald eurem eigentlichen Lebensberufe zuwenden könnt«*.[4] Interessant ist die nach wie vor latent vorhandene Zuversicht eines für die Mittelmächte positiven Kriegsausganges. Vom katastrophalen Zusammenbruch sowohl des Habsburgerreiches als auch des Deutschen Reiches ahnte Wilke offenbar nichts – oder wollte keine dunklen Schatten werfen auf die gerade aus dem Krieg Heimgekehrten.

Rund ein Jahr später, ein halbes Jahr nach Kriegsende, am 30. März 1919, wurde in großem Rahmen – im Großen Saal des Wiener Konzerthauses – unter Beteiligung von rund 2.000 Teilnehmern eine Gedenkfeier für die im Weltkrieg gefallenen Studenten vom »Deutschen Burschenbund«, einer gesamtuniversitären Plattform aller Studenten der Universität, die gemeinsam von den verschiedenen Studentenverbindungen getragen war, abgehalten. Der Hauptredner bei dieser Versammlung war der evangelische Theologieprofessor Fritz Wilke. *»Unsere tapferen Brüder und Kameraden wollen wir ehren, die ihre Treue gegen Volk und Vaterland mit dem Heldentod besiegelt haben.«*[5]

Dass gerade ein evangelischer Theologe Hauptredner war, ist umso erstaunlicher, als zu jener Zeit die Evangelisch-Theologische Fakultät – trotz ihres Namens – noch nicht einmal in die Alma Mater Rudolfina inkorporiert war.[6] Dass die Wahl dennoch gerade auf Wilke gefallen war, mag nicht nur an dessen pointierter Haltung insgesamt liegen, sondern wohl auch an seiner führenden Rolle bei der Kriegsfreiwilligmeldung der Theologen 1914/15, die der Evangelisch-Theologischen Fakultät einen anerkannten Platz unter der patriotischen wie auch deutschnationalen Studentenschaft verschafft hatte.

In seiner Rede ging Wilke nicht nur auf die Beweggründe der Kriegsbegeisterung und die erfolgte Ernüchterung nach der Niederlage ein, sondern entwickelte aus dieser Erfahrung ein Vermächtnis für die Zukunft.

---

4 Wilke, Abschiedsrede (wie Anm. 3) 7.

5 Fritz Wilke, Totenehrung. Eine Gedenkrede gehalten bei der Trauerfeier für die im Weltkriege gefallenen deutschen Studenten im Konzerthaus, hg. von der Wissenschaftlichen Abteilung des Wirtschaftsvereines der Hochschüler Deutschösterreichs (Wien 1920) 4.

6 Vgl. zusammenfassend Karl W. Schwarz, »Haus in der Zeit«: Die Fakultät in den Wirrnissen dieses Jahrhunderts, in: Zeitenwechsel und Beständigkeit. Beiträge zur Geschichte der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Wien 1821–1996, hg. von Ders.–Falk Wagner (Wien 1997) 125–208, hier v. a. 137f.

Nicht so sehr die Kriegstheologie selbst, sondern vor allem die Niederlage nach der Begeisterung und Ernüchterung 1914/15 und deren Aufarbeitung bewirkten in weiterer Folge eine Immunschwäche[7] der evangelischen Theologie – und nicht nur dieser – gegenüber dem aufkommenden Nationalsozialismus.

Die Situation nach dem verlorenen Weltkrieg

Der Blutzoll, den die Universität Wien zu beklagen hatte, war erschreckend hoch. Allein von den verschiedenen Studentenverbindungen, die den »Deutschen Burschenbund« trugen, waren 472 Gefallene zu beklagen; *»ohne die große Zahl der wackeren Studierenden, die nicht einer* […] *Körperschaft* [scl. Studentenverbindung] *angehörten«*.[8] An der Evangelisch-Theologischen Fakultät waren elf Gefallene deutscher Nationalität zu beklagen – nicht eingerechnet die Spätfolgen des Krieges.[9] Rechnet man dies auf die 59 Hörer deutscher Nationalität des Wintersemesters 1914/15 auf, so waren dies nicht ganz ein Fünftel.

Interessant ist, dass auch an anderen Universitäten die Zahl der gefallenen Theologen relativ hoch war. Von den 384 gefallenen oder vermissten Universitätsangehörigen der Universität Erlangen (Stand von 1919) waren mit 114 die Theologen die größte Gruppe, gefolgt von den Juristen mit 76.[10]

7 Der hier verwendete Begriff »Immunschwäche« nimmt inhaltlich eine Bezeichnung auf, die aus der Zeit stammt. Gerhard May fragte in seinem 14. Amtsbrüderlichen Rundschreiben im Jänner 1946, warum das Evangelium die Christen nicht *»immun* […] *gegen die Infektion durch die* [nationalsozialistische] *Propaganda«* gemacht hat; Gerhard May, 14. Amtsbrüderliches Rundschreiben v. Wien, in der 1. Epiphaniaswoche 1946, in: Quellentexte zur österreichischen evangelischen Kirchengeschichte zwischen 1918 und 1945, hg. von Gustav Reingrabner–Karl Schwarz (*JGPrÖ*, 104/105, Wien 1988/89) 686–697, hier 694.

8 Wilke, Totenehrung (wie Anm. 5) 7.

9 Eine Liste dieser elf Gefallenen findet sich auf dem Kriegerdenkmal in der Lutherkirche in Wien-Währing; Hans Koch gedenkt in seiner »Legende 1914–1954« der Gefallenen: u. a. in Hans Koch, Kyr Theodor und andere Geschichten, hg. von Georg Traar (Wien [1967]) 95–107.

10 Zahlen nach: Clemens Wachter, »Ich hatte mir die Stimmung im Heere anders gedacht.« – Feldpostbriefe Erlanger Studenten als literarische Zeugnisse des Ersten Weltkriegs und Instrument akademischen Gefallenengedenkens, in: »Wir siegen oder fallen«. Deutsche Studenten im Ersten Weltkrieg, hg. von Marc Zirlewagen (Abhandlungen zum Studenten- und Hochschulwesen, 17, Köln 2008) 357–375, hier 359 u. 359-Anm. 15.



Quelle: http://www.rainerregiment.at/joomla/index.php?option=com_content&view=article&id=236&Itemid153 (Abfrage v. 15.03.2014)

Das Foto vom Heiligen Abend 1915 beim Stab des Infanterie-Regiments Nr. 59, aufgenommen vom römisch-katholischen Feldkuraten Pater Bruno Spitzl, zeigt deutlich die Ermüdung der Fronttruppen.

Im Vergleich dazu hatte etwa die Universität Bonn nur neun Gefallene zu verzeichnen,

> *»davon drei Juristen, zwei Mediziner, ein Philosoph, ein Ökonom und ein evangelischer Theologe. So bedauerlich ihr Tod ist, mengenmäßig war das gerade ein Prozent der Bonner Studentenschaft. Damit liegt Bonn unter dem Reichsdurchschnitt, aber auch er ist mit 1,8 Prozent erstaunlich gering für diesen großen Krieg.«*[11]

Angesichts dessen ist die Höhe der Verluste der Evangelisch-Theologischen Fakultät von fast 20 Prozent umso bemerkenswerter.

11 Thomas P. Becker, Universität und Krieg. Betrachtungen zu einem schwierigen Verhältnis 1813/4–1999. Vortrag vor dem Historischen Club Bonn am 21.06.2001, online: http://www.thomas-p-becker.de/TPB/Geschichte/unikrieg.html [Abfrage v. 07.07.2013].

Auffällig ist, dass der Theologe Wilke bei seiner Rede kaum christliches Gedankengut einbringt. Das würde angesichts des säkularen Rahmens nicht auffallen, würde er nicht andererseits aber sehr wohl auf die germanische Mythologie anspielten[12] – beides wird wohl dem Zuhörerkreis angepasst gewesen sein.

An der Beurteilung des Weltkrieges hatte sich seit 1914 nichts geändert: *»Es handelte sich für unsere Feinde um die Erdrosselung Deutschlands«*,[13] worunter Wilke zweifelsfrei auch Deutsch-Österreich zählte. Um Deutschland und die deutsche Nation zu verteidigen, sind *»in stolzer Kampfeslust«* die Studenten

> *»einst ins Feld gezogen, nicht in dumpfer Resignation«. »Wacker haben unsere jungen Krieger die Waffen geführt und sind schließlich, ohne zu wanken, auch den schwersten Weg gegangen, in der Hoffnung, der geliebten Heimat den Sieg zu erringen.«*[14]

Nur – dieser Sieg konnte nicht errungen werden! Das deutsche Volk sei ein *»geknechtetes, ein entehrtes Volk«*, und der Krieg *»ist zwar zu Ende, aber wir haben keinen Frieden«*, so die ernüchternde Selbsteinschätzung des Redners, für den sich daraus die aufrüttelnde programmatische Frage ergab, die den Toten als ihr Vermächtnis von Wilke in den Mund gelegt wurde:

> *»Warum mußten wir dann sterben?* […] *Was half unser Ausharren in Eis und Schnee, in Gluthitze und Gletscherbrand? Was half es, daß wir dem höllischen Trommelfeuer trotzten und uns den Feinden entgegenwarfen?«*[15]

12 Z. B. Wilke, Totenehrung (wie Anm. 5) 8, wo er über Tacitus' Schilderung der Germanen referiert.
13 Wilke, Totenehrung (wie Anm. 5) 6.
14 Wilke, Totenehrung (wie Anm. 5) 10 u. 11.
15 Wilke, Totenehrung (wie Anm. 5) 11, 4 u. 11.

»Die Klage wird zur Anklage«

»Und die Klage wird zur Anklage« – zur Anklage an die Überlebenden, an eine ganze Generation. Denn – so legte es Wilke wieder den Gefallenen in den Mund –

> *»feindliche Kugeln haben uns zwar niedergeworfen; allein der Feind konnte in unsere Stellung nur eindringen, weil ihm schmählicher Verrat im Felde und daheim den Weg geebnet hatte«.*[16]

Bei der studentischen Versammlung hatte Wilke eine kaum verheilte, schmerzende Wunde aufgerissen. Viele der Studenten – wie die evangelischen Theologiestudenten – hatten im Weltkrieg als Offiziere gedient. *»Für den österreichischen Offizier war das Kriegsende ein vollständiger persönlicher Zusammenbruch.«*[17]

Der Empfang der aus dem Krieg heimkehrenden Offiziere war denkbar unwürdig. Immer wieder wurde von tätlichen Angriffen auf Offiziere berichtet.[18] Auch wenn das Ausmaß der tatsächlichen Gewaltanwendung im Ganzen gesehen nicht allzu groß war, so war jedoch die Wirkung auf das Bewusstsein der Offiziere ungleich bedeutender und grub sich tief in das Gedächtnis ein.

> *»Nach unsäglichen Opfern, an Leib und Seele gebrochen, kehrte der Offizier zurück* […]. *Und damit der Gipfel des Kalvarienberges erstiegen werde, fand der Offizier auch noch Spott, Hohn und geifernde Anschuldigung von jenen, für die er gekämpft hatte* […],*«* so fasste General Moritz von Auffenberg-Komarów die Situation zusammen.[19]

---

16 Wilke, Totenehrung (wie Anm. 5) 11.

17 Marcel Stein, Österreichs Generale im Deutschen Heer 1938–1945. Schwarz/Gelb–Rot/Weiß/Rot–Hakenkreuz (Bissendorf 2002) 32.

18 Z. B. berichtet Manès Sperber über einen solchen Angriff auf einen Offizier in seinem zeitgeschichtlichen Roman »Sieben Fragen zur Gewalt«; Manès Sperber, Sieben Fragen zur Gewalt. Leben in dieser Zeit (München 4.1983) v. a. 9. Vgl. dazu Wolfgang Doppelbauer, Zum Elend noch die Schande. Das altösterreichische Offizierskorps am Beginn der Republik (Militärgeschichtliche Dissertationen österreichischer Universitäten, 9, Wien 1988) 17–19.

19 Zit. nach: Doppelbauer, Zum Elend noch die Schande (wie Anm. 18) 18.

In den ersten Monaten nach Kriegsende gab es in den Massenmedien massive, ehrenrührige Vorwürfe gegenüber dem Offizierskorps.[20] Dazu kam die oft sehr ernste materielle Lage vieler Offiziere – auch der Reserveoffiziere, zu denen auch zahlreiche studentische Kriegsfreiwillige zählten. Sie waren durch den Weltkrieg aus ihrem Studium gerissen worden, viele hatten ihr Eigentum verloren, waren durch Kriegsbeschädigung vermindert erwerbsfähig oder mussten ohne Beruf und Vermögen um die Zukunft fürchten.

> *»Schon am 14. November* [1918] *stellte eine Versammlung von Reserveoffizieren im Wiener Konzerthaus dementsprechende Forderungen auf.«*[21]

Diese Forderungen blieben aber weitgehend unerfüllt.

Die niederen Offiziere v. a. des Reservestandes waren wohl hin- und hergerissen: Denn zusätzlich zum schlechten Image und der drückenden materiellen Lage fühlte man sich einerseits dem Offiziersstand weiterhin verpflichtet[22] und hatte doch auch sein Leben immer wieder eingesetzt und als Kommandant der unteren Führungsebenen wohl auch im Feld sein Bestes gegeben, andererseits konnte man sich doch auch – parallel zu den öffentlichen Angriffen – dem Vorwurf einer schwachen politischen und einer ungenügenden militärischen Führung nicht mehr verschließen.

> *»Im Gegensatz zum* [reichs-]*deutschen Heer hatte Österreich*[-Ungarn] *eine Reihe von Rückschlägen an vielen Fronten erlitten, die Isonzo-Schlachten waren in ihrem Blutzoll dem Stellungskrieg an der Westfront vergleichbar; die Führungsspitze des Heeres, zunächst unter Generalfeldmarschall* [Franz Freiherr bzw. Graf] *Conrad v. Hötzendorf, danach Generaloberst* [Arthur Freiherr] *Arz v. Straußenburg, war in ihrem Können der deutschen Obersten*

20 Vgl. die Darstellung von Doppelbauer, Zum Elend noch die Schande (wie Anm. 18) 30–53.

21 Doppelbauer, Zum Elend noch die Schande (wie Anm. 18) 28.

22 Dazu kamen noch andere sehr ambivalente Positionierungen gerade für die deutschnationale Studentenschaft: Für die nach dem Kriegsende herrschende, revolutionär ausgerichtete Sozialdemokratie war das Offizierskorps einer der typischen Vertreter der Donaumonarchie und Verkörperung systemerhaltender staatlicher, d. h. altösterreichisch-monarchischer Macht. Gerade die deutschnationale Studentenschaft war aber bereits während der Kaiserzeit auf Distanz zu dieser gegangen und wurde immer wieder des Irredentismus bezichtigt.

Heeresleitung unterlegen. Erfolge der k. u. k.-Armee wurden mehrfach durch den Einsatz deutscher Verbände ermöglicht. Was von einer Motivation beim österreichischen Offizier noch vorhanden war, wurde durch die misslungene und in ihrer Anlage verfehlte Offensive Conrads im Juni 1918 stark beeinträchtigt. Im Sommer 1918 wuchs die Anzahl der Desertionen im k. u. k.-Heer beunruhigend und betrug 230.000 Mann, etwa 5 % der damaligen Stärke. Im Oktober 1918 gab es Meutereien von Feldeinheiten.«[23]

Besonders deutlich wurde die Schwäche der österreichisch-ungarischen Heeresführung zu Kriegsende, als durch einen Irrtum des Armeeoberkommandos die Einstellung der Feindseligkeiten gegenüber Italien bereits für den 3. November 1918 – am Tag vor dem ausverhandelten Beginn des Waffenstillstands – befohlen wurde, und daraufhin 400.000 Soldaten kampflos in italienische Gefangenschaft gerieten.[24]

Hinter all dem steht die Frage bei den Überlebenden nach der Ursache der Niederlage. Im Dezember 1914 begann das Parlament mit der Aufklärung von Fehlleistungen durch die hohen Offiziere. Im Blickpunkt stand zunächst der unkontrollierte Zusammenbruch der Südfront.[25] Diese parlamentarischen Fragen mündeten schließlich in der Errichtung einer eigenen Kommission zur Erforschung schwerer Verstöße gegen die Dienstpflicht und nach grobem Verschulden bei der Führung der Truppe, die nahezu gleichzeitig mit der Rede Wilkes im Konzerthaus ihre Arbeit aufnahm.[26]

23 Stein, Österreichs Generale (wie Anm. 17) 32.

24 Ein Tagesbefehl zu diesem Anlass, den der letzte Oberbefehlshaber der k. u. k. Armee, Feldmarschall Hermann Freiherr Kövess von Kövesshaza ausgeben wollte, wurde nicht publiziert. Er enthielt Sätze wie *»ungeschlagen und unbesiegt zerfiel sie* [die österreichisch-ungarische Armee] *infolge Hungersnot und innerer Umwälzung«*; zit. nach: Stein, Österreichs Generale (wie Anm. 17) 36f. In solchen Formulierungen finden sich bereits Elemente einer Dolchstoß-Legende.

25 Vgl. u. a. Doppelbauer, Zum Elend noch die Schande (wie Anm. 18) 102–106.

26 Vgl. zur Arbeit und den Ergebnissen der Kommission Doppelbauer, Zum Elend noch die Schande (wie Anm. 18) 155–229, hier v.a. 227–229. Am 19. Dezember 1918 wurde das Gesetz »über die Feststellung und Verfolgung von Pflichtverletzungen militärischer Organe im Kriege«, mit dem die Kommission ins Leben gerufen wurde, beschlossen, am 5. April 1919 beschloss die Kommission, nachdem sie sich konstituiert hatte, den regelmäßigen Dienst aufzunehmen. Vgl. Doppelbauer, Zum Elend noch die Schande (wie Anm. 18) 102–115 u. 124.

Die Deutschnationalen, mit denen viele aus der Studentenschaft einschließlich der evangelischen Theologen sympathisierten, waren in der Debatte, die auch starken Eingang in die Medien fand, v.a. an der Aufklärung des Zusammenbruchs und an der Suche nach Schuldigen interessiert.

»Nicht nach Schuldigen am Weltkriegsausbruch oder seiner Verlängerung, sondern an dem schmählichen Ende.«[27]

All das bildet den zeithistorischen Hintergrund der Rede Wilkes im Konzerthaus.

Ungewöhnlich scharf urteilte Wilke über die Führungsqualitäten der militärischen Führung:

»Die Sünden eines verstiegenen militärischen Systems mit unfähigen Heerführern […] *schreien zum Himmel und sind schlechthin unentschuldbar.«*

Das ist jedoch für Wilke nur eine Ursache. Dazu kommen die

»Kriegswucherer und Kriegsgewinner, die die unsagbare Not unseres Volkes in schamloser Habgier […] *benützten* […] *sowie die Männer mit dem ›Weltgewissen‹, die nicht müde wurden, die Schuldlosigkeit, die Uneigennützigkeit, den Edelsinn, die Friedfertigkeit unserer Feinde zu preisen* […]*.«*

Wilke nimmt hier Gedanken auf, die auch den Kern der Dolchstoß-Legende bilden. Das Hinterland *»war es, das die politische und militärische Katastrophe und damit auch das gegenwärtige Elend heraufbeschworen hat«*.[28]

27 Doppelbauer, Zum Elend noch die Schande (wie Anm. 18) 114.
28 Alle Zitate: Wilke, Totenehrung (wie Anm. 5) 12.

Die Dolchstoß-Legende als Erklärung der Niederlage

Mit den *»Männern mit dem ›Weltgewissen‹«*[29] meinte Wilke wohl u. a. zweifellos auch Kaiser Karl und seine unglücklichen Friedensversuche.[30] Denn kaum anders ist seine Bemerkung zu verstehen, dass es *»ein Verbrechen«* sei, einen solchen Krieg *»nur mit halbem Herzen zu führen, wie es auf österreichischer Seite von Anfang an geschehen ist«*. Die Heeresmacht sei *»in hirnloser Selbstentmannung hinten zerbrochen«* worden.[31]

Wilke nahm hier ebenfalls Punkte der öffentlichen Diskussion auf, wie sie – wie nicht anders zu vermuten – vornehmlich von den Deutschnationalen in die Diskussion um die Verantwortung für den Weltkrieg eingebracht wurden. Die deutschnational ausgerichteten Kreise gingen davon aus, dass es an der Niederlage, die dann mit der ungeordneten Auflösung der Wehrmacht gleichgesetzt wurde, Schuldige geben müsse.

> *»Sie suchten den Feind in den Reihen des eigenen Volkes, oder, wie es später in ihrem Wahlaufruf* [1919] *ausgedrückt wurde: ›Darum müssen wir Rechenschaft fordern von jenen, welche dieses namenlose Unglück verursacht haben* […]‹.«[32]

Wilke – im Anschluss an deutschnationale Positionen in Österreich – nahm also Anfang 1919 eine Argumentation vorweg, die v. a. im Deutschen Reich zu großer Bedeutung in der politischen Diskussion werden sollte.[33] Die reichsdeutsche Kriegspropaganda hatte bis zum Schluss keinen Zweifel an einem

29 Wilke, Totenehrung (wie Anm. 5) 12.

30 Vgl. u. a. Elisabeth Kovács, Kaiser und König Karl von Österreich im Licht von Antipropaganda und historischer Forschung, in: Die Heiligen in den Konfessionen, hg. von Karl-Reinhart Trauner–Alexander Gemeinhardt (Wien 2005) 49–64.

31 Wilke, Totenehrung (wie Anm. 5) 13.

32 Doppelbauer, Zum Elend noch die Schande (wie Anm. 18) 114.

33 Vgl. v. a. Hans-Jörg Koch, Dogma der Unzufriedenen. Die politische Wirkung der »Dolchstoßlegende« 1918, in: Der 9. November in der deutschen Geschichte. 1918–1923 | 1938–1989 (Freiburg 1998), online: http://web.archive.org/web/20050301220616/http://ifdt.de/111299/Artikel/Koch.htm [Abfrage v. 07.07.2013]. Vgl. zu den verschiedenen Zugangsweisen v. a. der akademischen Kreise Boris Barth, Professoren, Studenten und die Legende vom Dolchstoß, in: »Wir siegen oder fallen« (wie Anm. 9) 377–396, hier v. a. 377–383. Zur Dolchstoß-Legende insgesamt vgl. Ders., Dolchstoßlegenden und politische Desintegration. Das Trauma der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg (Düsseldorf 2003).

deutschen Sieg zugelassen, und reichsdeutsche (wie auch österreichisch-ungarische) Truppen standen noch immer tief in sogenanntem Feindesland. Die militärische Niederlage wurde zunächst nicht wahrgenommen bzw. verdrängt, zumal auch der sozialdemokratische Reichspräsident Friedrich Ebert am 10. Dezember 1918 heimkehrende Frontsoldaten mit den Worten *»Kein Feind hat Euch überwunden!«* begrüßte.[34]

Eine politische Stoßrichtung erhielt eine solche Aussage, als der ehemalige Feldmarschall Paul von Hindenburg am 18. November 1919 vor dem Untersuchungsausschuss der Nationalversammlung über die Ursachen des militärischen Zusammenbruchs von einer heimlichen und planmäßigen *»Zersetzung von Flotte und Heer«* sprach. Sich auf den englischen Offizier Sir Neill Malcolm berufend, gab Hindenburg zu Protokoll, die deutsche Armee sei *»von hinten erdolcht worden«*. Tatsächlich ging die Dolchstoß-Legende auf den britischen General Sir Frederick Maurice zurück, dem eine Schweizer Zeitung dementsprechende Worte in den Mund gelegt hatte.[35]

Mit seiner Aussage verlagerte Hindenburg auf jeden Fall die Verantwortung für die militärische Niederlage von der Obersten Heeresleitung auf die politische Ebene. Er machte die Friedensresolution von 1917 für den militärischen und politischen Zusammenbruch ebenso verantwortlich wie etwa den Munitionsarbeiterstreik von 1918. Entgegen dieser Aussage war für die deutsche Niederlage aber nicht die innenpolitische Opposition verantwortlich, sondern entscheidend war die militärische Überlegenheit der Gegner – wie auch Hindenburg und Ludendorff am 14. August 1918 beim Kronrat nach dem Scheitern der großen Offensive Mitte Juli/Anfang August im Großen Hauptquartier in Spa gegenüber Kaiser Wilhelm II. eingeräumt hatten.[36]

Wenn aber Wilke hier in den Chor der Befürworter einer Dolchstoß-Legende einstimmte, so tat er dies mit einer ganz besonderen österreichischen Akzentuierung. Tendenziell ging man in den Diskussionen im Deutschen

34 Zit. nach: Klaus Hildebrand, Das vergessene Reich. Deutsche Außenpolitik von Bismarck bis Hitler (München 2008) 397.

35 Vgl. Lars-Broder Keil–Sven F. Kellerhoff, Deutsche Legenden. Vom »Dolchstoß« und anderen Mythen der Geschichte (Berlin 2·2002) 36.

36 Vgl. Oskar Regele, Gericht über Habsburgs Wehrmacht. Letzte Siege und Untergang unter dem Armee-Oberkommando Kaiser Karls I., Generaloberst Arz von Straußenburg (Wien–München 1968) 150.

Reich bzw. dann in der Weimarer Republik seitens der Vertreter der Dolchstoß-Theorie davon aus, dass die Armee grundsätzlich unbesiegt gewesen sei und den Krieg glänzend gewonnen hätte, wenn ihr nicht durch das Hinterland die notwendige Unterstützung vorsätzlich entzogen worden wäre. Wilke distanzierte sich jedoch nicht nur vom »Hinterland«, sondern generell sowohl von den altösterreichischen zivilen wie auch von den militärischen Eliten – d. h. auch wenn er dies nicht dezidiert ansprach, beinhaltete diese Distanzierung indirekt eine Hinwendung zu Deutschland. Ohne dass Wilke das im Blick gehabt hätte, wird hier eine Wegmarke des österreichischen Protestantismus hin zum Nationalsozialismus sichtbar.

Und noch in einer anderen Weise radikalisierte Wilke die Totenehrung zu einem Vermächtnis: Während die Dolchstoß-Legende, von Seiten der Militärs vorgebracht, die Schuld beim anderen suchte, ergab sich für Wilke aber eine andere Perspektive, indem er diesen Vorwurf auf seine eigene Generation und die Überlebenden, auch die versammelte Trauerversammlung, bezog. Wieder legte er den Vorwurf den Gefallenen in den Mund:

> *»Nicht die Feinde, sondern ihr* [!] *habt uns umgebracht. Ihr* [!] *seid unsere Mörder!« – »Steigt euch* [!] *nicht die Schamröte ins Gesicht, wenn ihr an unsere blutigen Leiber denkt?«*[37]

Das Schuldeingeständnis als Verpflichtung für die Zukunft

Aus dieser Schuldeinsicht erwuchs – gewissermaßen als Vermächtnis der Toten – eine Verpflichtung für die gegenwärtige Generation, die noch durch die unzufriedenstellende politische und wirtschaftliche Situation verstärkt wurde.

> *»Vom Hunger zermürbt, ist unser Volk bis ins Mark hinein erkrankt. Von Fieberschauern geschüttelt, wütet es heute in wahnwitziger Selbstzerstörung gegen sich und seine Kinder.* […] *Wohl ist der Krieg verloren, und es droht uns ein Elendsfrieden, wie ihn die Geschichte selten gesehen hat.«*[38]

37 Wilke, Totenehrung (wie Anm. 5) 13.
38 Wilke, Totenehrung (wie Anm. 5) 13 u. 13f.

Der elliptische Satz leitet dazu über, was für Wilke und wohl auch seine Zuhörer als verpflichtendes Programm aus diesem Vermächtnis folgt:

> *»Indes, das letzte Wort ist in der Geschichte auch mit dem Frieden von Versailles und St. Germain noch nicht gesprochen. Das deutsche Volk liegt zwar im Staube, aber es ist nicht tot, sondern es lebt und es wird sich wieder erheben.* […] *Mögen Rachgier und Unverstand uns auch die schimpflichsten Friedensbedingungen aufnötigen, es kommt der Tag, wo wir die Fesseln sprengen.«*[39]

Aus heutiger Sicht klingen diese Worte bedrohlich, können sie doch nicht anders, als mit der vom Nationalsozialismus propagierten nationalen Wiedergeburt assoziiert werden. Gerade die Parteien der extremen Rechten im Deutschen Reich, die Deutschnationale Volkspartei (DNVP) und die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP), nutzten die auf Hindenburgs Autorität gestützte sogenannte Dolchstoß-Legende zur hasserfüllten Agitation gegen die politischen Vertreter und Anhänger der Weimarer Republik.

Wilke verband 1919 solche Gedanken jedoch mit einer Rückkehr zum Idealismus, wie ihn Völker bereits 1915 beschworen hatte.[40] Ernüchtert musste 1927 in der Weimarer Republik Otto Baumgarten, 1926 emeritierter Professor in Kiel, die Erfahrungen der Jahre des Ersten Weltkrieges und der Niederlage resümieren:

> *»In uns lebte der Trotz der Idee gegen die brutale Wirklichkeit. Es war doch für normale deutsche Art undenkbar, daß das durch die Siege von 1864, 1866 und 1870 zur Weltmacht aufgestiegene Reich der bloßen numerischen Übermacht unterliegen würde! Auch der furchtbare Gedanke an die Folgen des verlorenen Krieges für die Macht, Ehre und Kultur trieb alle Vorahnungen dieses Ausgangs in das Unbewußte zurück. Und was undenkbar, unausdenkbar, das konnte nicht wirklich werden. Alle vernünftigen Berechnungen* […] *waren vom deutschen Idealismus leicht zu überwinden durch das Vertrauen auf Geist, Recht, Willenskraft: ›Der Wille siegt‹* […]. *So hat der deutsche*

39 Wilke, Totenehrung (wie Anm. 5) 14.

40 Vgl. Karl Völker, Der Krieg als Erzieher zum deutschen Idealismus, im Selbstverlag des Verfassers (SDr. aus: *Österreichische Rundschau* 15.09.1915; Wien 1915) v. a. 26.

Idealismus […] *allen Wirklichkeitssinn in Fesseln geschlagen und alle ihm entsprechende Politik sabotiert.*«[41]

Durch das Jahr 1918 hatte ein solcher Idealismus einen Bruch erfahren, ohne ihn jedoch seiner Kraft zu berauben. Nun sollte die Wirklichkeit bezwungen werden. Denn dem Idealismus nahe verwandt war das Pflichtdenken, das gerade wegen der Niederlage von 1918 weiter bestand. Für den ehemaligen Berliner Oberhofprediger Ernst von Dryander, dessen »Evangelische Reden in schwerer Zeit« noch 1920 erschienen, wandelte sich das Evangelium von der Pflicht nach dem Krieg nur in eine Pflicht zur Arbeit.[42]

Das Programm zur »nationalen Wiedergeburt«

Das Programm zur *»nationalen Wiedergeburt«* hatte zunächst einmal einen sehr integrativen Zug: Es sollte der *»soziale Riss«* zwischen Arbeiterschaft und Akademikerschaft beseitigt werden. Dahinter stand das Erleben, dass *»unsere Volksgenossen aus den werktätigen Berufen, die Bürger, Bauern und Arbeiter, mit demselben Opfermut in den Tod gegangen«* sind wie die Studenten.[43] Hier wurde ein Element weitergeführt, das bereits zu Kriegsbeginn von entscheidender Bedeutung war und in zahlreichen Kriegspredigten thematisiert wurde. Im nationalen Sinn hatte man im Krieg auch ein Moment gesehen – 1914/15 wie auch jetzt 1918/19 –, das über alle soziale und ideo-

41 Otto Baumgarten, Der sittliche Zustand des deutschen Volkes unter dem Einfluß des Krieges, in: Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Weltkrieges. Deutsche Serie. Geistige und sittliche Wirkungen des Krieges in Deutschland, hg. von James T. Shotwell (Stuttgart 1927) 1–88, hier 9: *»Der Grundsatz Hegelschen Philosophierens, den man als Ausgangspunkt des deutschen Idealismus bezeichnen kann, dass die Wirklichkeit sich nach der Idee zu richten habe und dass, wo die Wirklichkeit sich nicht mit der Idee decke, dies ›um so schlimmer für die Wirklichkeit‹ sei, zog sich nicht nur im neunzehnten Jahrhundert durch deutsche Philosophiegeschichte, Geschichtsschreibung, Politik und Strategie, sondern wirkte schließlich als ideologische Brille alles Denkens und Redens in Deutschland.«* Vgl. Karl Hammer, Deutsche Kriegstheologie 1870–1918 (München 1971) 141.

42 Vgl. Hammer, Kriegstheologie (wie Anm. 41) 145.

43 Wilke, Totenehrung (wie Anm. 5) 5. Es ist dieser integrative Zug allerdings schon am Beginn des Weltkrieges bemerkbar. Kaiser Wilhelm hatte ihn in seiner Thronrede vor den Vorsitzenden der im Reichstag vertretenen Parteien am 4. August 1914 mit dem Schlagwort zusammengefasst: *»Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche.«*

logische Unterschiede hinweg die Nation zusammengeführt und zu einem Ganzen amalgamiert hatte.

In solchen Aussagen spiegelte sich aber auch eine Entwicklung, die auch für das Offizierskorps bemerkbar war, das immer mehr in Opposition zu den alten Eliten ging. Denn

> *»in den ersten Monaten, sicher bis zu den Wahlen zur Konstituierenden Nationalversammlung, muß ein ansehnlicher Teil der* [aktiven] *Offiziere der Sozialdemokratie zugeordnet werden.* […] *Zweifellos war diese Partei damals attraktiv, besonders bei den niedrigeren Offiziersrängen, die in der Monarchie nicht gerade verwöhnt worden waren. Der den alten Mächten zuzurechnende Weltkrieg mochte ein Übriges dazu beigetragen haben.«*[44]

Dazu kam bei der studentischen Versammlung im Konzerthaus die schon in der Monarchie bestehende, von einem deutschnationalen Standpunkt getragene Kritik am Herrscherhaus.

> *»Wenn wir unser Volk retten wollen aus Elend, Not, Schmach und Schande, dann müssen wir uns mit ihm* [dem Arbeiterstand] *befassen, und wer wirklich arbeiten, wer anderen etwas bieten will, den schreckt die rauhe Schale des Fabrikarbeiters ebensowenig wie der Sozialismus oder der Bolschewismus.«*[45]

Die Evangelisch-Theologische Fakultät beschäftigte sich dementsprechend in ihrer Festschrift zu ihrem Hundertjahr-Jubiläum mit dem Thema »Religion und Sozialismus«.

Ein programmatischer Aufsatz stammt von Karl Völker. Dieser hatte bereits in seinem – später veröffentlichten – Vortrag »Der Weltkrieg als Wendepunkt der Kirchengeschichte« im Jahr 1915 das Thema »Sozialismus« angesprochen. Zur Festschrift zum Hundertjahr-Jubiläum der Evangelisch-Theologischen Fakultät legte er einen Beitrag »Sozialismus und Christentum im 19. Jahrhun-

44 Doppelbauer, Zum Elend noch die Schande (wie Anm. 18) 74. Erst nach den Wahlen erfolgte eine schrittweise Rückkehr zu alten weltanschaulichen Positionen. Weiterführend vgl. 74–78.

45 Wilke, Totenehrung (wie Anm. 5) 16f.

dert« vor. Hier arbeitet er sehr deutlich einen notwendigen Schulterschluss zwischen Sozialismus und Christentum, die beide

> *»zu Geistesmächten herangewachsen, die sich gegenseitig* [aber auch] *zum Problem geworden sind. Der Sozialismus sucht die Kirchen zu verdrängen, indem er sich als Ersatz für die Tröstungen dieser anbietet, und die Kirchen glauben ihren Gegner aus dem Feld zu schlagen, indem sie zu zeigen sich bemühen, daß sie zu verwirklichen vermögen, was jener anstrebt.«*[46]

Aus dieser Lagebeurteilung heraus nahm Völker in seinem Beitrag zum obgenannten Hundertjahr-Jubiläum eine parallele Argumentation zu Wilke vor:

> *»Denn im letzten Grund dreht sich der Kampf nicht um rein materielle Güter, sondern um das Ideal der neuen Menschheit* [!]. *In diesem Sinne wird das Programm des Spartakusbundes der Kommunismus als eine Idee begrüßt, ›wie sie herrlicher, unerfüllbarer und größer seit dem Christentum nie wieder gedacht worden ist‹.«*[47]

Im nationalen Kontext erfuhr der integrative Zug allerdings eine besondere Zuspitzung: Denn in der österreichischen Situation war das Vielvölkerreich doch gerade deshalb zerbrochen, weil es keine integrative Kraft mehr hatte, weshalb die jetzt erfolgte Betonung eines solch integrativen Zuges einen nationalistischen Unterton erhielt, war doch der natürliche Bezugspunkt für die Deutsch-Österreicher das Deutsche Reich.

Dieser Sozialismus war deshalb nach den Vorstellungen Wilkes – und wohl auch aller seiner Zuhörer – nicht international gedacht, sondern national:

46 Karl Völker, Sozialismus und Christentum im 19. Jahrhundert (SDr. aus: Religion und Sozialismus. Festschrift zur hundertjährigen Jubelfeier der evangelisch-theologischen Fakultät in Wien, Berlin-Lichterfelde 1921) 25.

47 Völker, Sozialismus und Christentum (wie Anm. 46) 25.

> *»Mögen andere um den Internationalismus besorgt sein, wir wollen uns mit dem Volke beschäftigen. Das ist nicht nur ein Gebot beschränkten nationalen Eigensinnes, sondern eine sittliche Forderung.«*

Und Wilke begründete das mit dem altbekannten Argument: *»Denn das Volk, in das wir hineingeboren sind, ist unser gottgewiesenes Arbeitsfeld.«*[48] – Das erschien sicherlich der Zuhörerschaft umso plausibler, als die Not groß war und die im Krieg feindlichen Mächte durch die Friedensschlüsse ihre feindliche Haltung nur weiter dokumentiert hatten. Außerdem verpflichtete das Vermächtnis der Gefallenen zu einem *»großen Werk der nationalen Wiedergeburt«*.[49]

Es ging dabei um *»die Vereinigung aller deutschen Volksgenossen zu einer großen, einheitlichen Kulturmacht, einem Hort der Freiheit und der sozialen Wohlfahrt* […]*.«*[50] Wilke führte mit alledem einen Gedanken fort, den er schon 1915 geäußert hatte, nämlich dass der Krieg zur Ordnung und Gestaltung der auseinanderstrebenden Kräfte zwinge.[51] Die Opferfreudigkeit und v. a. der Opfertod bekommt so seinen tieferen Sinn für die hinterbliebene Welt.

Diese nationale Wiedergeburt war auch schon für Wilke Anfang 1919 mit der Vorstellung verbunden, dass eine solche Erneuerung nur durch starke Führungspersönlichkeiten zu bewerkstelligen sei. An diese Führungspersönlichkeiten wurde ein hohes Erwartungsprofil angelegt.

> *»Wer anderen ein Führer sein will, der muß mit der Arbeit bei sich selber den Anfang machen. Strenge Selbstzucht im persönlichen Leben, ernste, treue Vorbereitung auf den künftigen Beruf, körperliche und seelische Ertüchtigung, Neugestaltung und Vertiefung der studentischen Geselligkeit, Zurückstellung aller Sonderbestrebungen hinter die großen, gemeinsamen Ziele – sind heute dringendere Aufgaben für die akademische Jugend denn je.«*[52]

---

48 Wilke, Totenehrung (wie Anm. 5) 17.
49 Wilke, Totenehrung (wie Anm. 5) 16.
50 Wilke, Totenehrung (wie Anm. 5) 15.
51 Vgl. Fritz Wilke, Ist der Krieg sittlich berechtigt? (Leipzig 1915).
52 Wilke, Totenehrung (wie Anm. 5) 17.

Wilke wandte sich mit solchen Gedanken in erster Linie an seine akademische Hörerschaft, die oft eine Offizierscharge innegehabt hatte und auf der die Hoffnung für die Zukunft gerade angesichts der trostlosen Situation nach der Niederlage ruhte, und dachte nicht an eine zentrale politische Führergestalt – *»die Bildung verpflichtet zu besonderen Leistungen«*.[53]

Allerdings weiß Wilke auch, dass *»der Anstoß zu den großen Geistesbewegungen in der Menschheitsgeschichte* […] *stets von einzelnen Persönlichkeiten, von überragenden Führergestalten«* ausging.[54]

Interessanterweise schlug auch Karl Völker in seinem Beitrag zum Hundertjahrjubiläum der Evangelisch-Theologischen Fakultät den Bogen vom Sozialismus zu der Frage nach Führungspersönlichkeiten.

> *»›Nach neuen Führern geht eure Sehnsucht, nach den großen Unschuldigen und Wissenden, die ein Herz haben und ein Hirn für euch, für die Welt, für die neue Menschheit‹, heißt es in dem eben erwähnten Spartakusprogramm. Aber diese neue Menschheit kommt nicht, wenn man bloß wirkliche oder vermeintliche Fesseln von außen zerschlägt* […]. *Die großen Gedanken, die wir brauchen, damit die Menschheit von heute zur neuen Menschheit der Zukunft, die wir ersehnen, genesen könnte, kommen nicht von außen, sondern müssen von innen heraus die Menschen – und damit die Volksseele umbilden.«*[55]

Ziel aller dieser Bestrebungen sei es, dass *»neue Menschen«* entstehen, wie Wilke erklärte:

53 Wilke, Totenehrung (wie Anm. 5) 5.

54 Wilke, Totenehrung (wie Anm. 5) 18.

55 Völker, Sozialismus und Christentum (wie Anm. 46) 25f. Mit dem Auftreten Adolf Hitlers glaubten zahlreiche Evangelische, die erhoffte Führerpersönlichkeit gefunden zu haben. Hitler wurde damit als Geschenk und Werkzeug göttlicher Güte empfunden. Der Ansbacher Ratschlag vom 11. Juni 1934, wesentlich miterfasst vom Erlanger Theologen Werner Elert, konnte erklären, dass *»wir als glaubende Christen Gott dem Herrn (danken), daß er unserem Volk in seiner Not den Führer als ›frommen und getreuen Oberherrn‹ geschenkt hat und in der nationalsozialistischen Staatsordnung ›gut Regiment‹, ein Regiment mit ›Zucht und Ehre‹ bereiten will«*. (zit. nach: Berndt Hamm, Werner Elert als Kriegstheologe. Zugleich ein Beitrag zur Diskussion »Luthertum und Nationalsozialismus«. *KZG* 11 (FS R. E. Heinonen z. 60. Geburtstag; 1998) 206–254, hier 218–Anm. 34).

»Gesunde Menschen tun uns not, innerlich gefestigte, aufrechte, starke Persönlichkeiten«, die mitarbeiten *»an der Heilung, Ertüchtigung, Versittlichung, Veredelung unseres Volkes«.*[56]

Der Krieg wurde damit trotz der Niederlage zum – wie es Karl Völker 1915 ausgedrückt hatte – *»großen Läuterer«* und zum *»Wegbereiter* […] *im Gesamtleben«* des deutschen respektive deutsch-österreichischen Volkes.[57] Die hohen Verluste erhalten damit trotz der Not einen Sinn. Der Weltkrieg wurde in diesem Sinne auch zum *»Wendepunkt in der Geschichte«*, wie es Völker ebenfalls 1915 vorhergesagt hatte.[58]

Ganz im Gegensatz zur realen Entwicklung in den Nationalsozialismus hinein entwickelte Wilke seine Vision:

»Ein freies, geläutertes, glückliches, geeintes Volk, in dem jede redliche Arbeit ihren Lohn findet und das ungehindert seine ihm von Gott verliehenen Kräfte entfalten kann, das ist dabei unser leuchtendes Ziel. […] *So löst sich unsere Totenklage in heißen Dank und in ein männliches Gelöbnis auf.* […] *Für unser Volk seid ihr* [die Gefallenen] *gestorben, ›für unser Volk‹ heißt unsere Losung. Wir vergessen eurer nicht.«*[59]

56 Wilke, Totenehrung (wie Anm. 5) 17f.

57 Karl Völker, Der Weltkrieg als Wendepunkt der Kirchengeschichte, gehalten am 26. Mai 1915 in Wien anläßlich der Jahresversammlung des »Evang. Pfarrervereines für Österreich« (Bielitz/Bielsko 1915) 2. Die Wirkungsgeschichte solcher Gedanken zielte direkt auf eine Rechtfertigung des Krieges – auch des Zweiten Weltkrieges – ab. Denn sieht man in der kriegerischen Vergeltung und Vernichtung ein göttliches Schöpfungswerk, so handelte es sich dabei auch nicht um ein schuldhaftes Verhalten und eine schuldhafte Verfehlung des göttlichen Willens, sondern um seine geschuldete Erfüllung. Die Kathedertheologie verstieg sich dann im Zweiten Weltkrieg zu eigenartigen Gedankengängen, denn denkt man diesen Ansatz konsequent weiter, ist das wahre ethische Problem damit nicht das Umbringen, sondern das Sich-Umbringen-Lassen, die Bereitschaft zum Opfer des eigenen Lebens. Vgl. Hamm, Elert als Kriegstheologe (wie Anm. 55) 228f.

58 Völker, Der Krieg als Erzieher (wie Anm. 40) 3.

59 Wilke, Totenehrung (wie Anm. 5) 19. Wilke nahm hier ein Motiv auf, das schon zu Kriegsbeginn genannt wurde, transponierte es aber jetzt in die Situation der Niederlage hinein und politisierte es. Franz Koehler, Der Weltkrieg im Lichte der deutsch-protestantischen Kriegspredigt (Religionsgeschichtliche Volksbücher, V/19, Tübingen 1915) 36 sprach dieses Motiv 1915 in religiösen Denkmustern so aus: *»Wir sind von dem unerschütterlichen Glauben beseelt, daß wir als Siegesbeute aus dem Kriege Freiheit und Friede für alle, die vorwärts, aufwärts wollen, mit herausbringen, Vertrauen und Liebe für alle, die wie wir in gleicher Gesinnung nach dem Höchsten und dem bleibenden Glück streben, nach Gott, der alles Leben ist.«*

Innere Mission als Alternativprogramm

Bereits 1917 hatte der reformierte Oberkirchenrat Charles Alphonse Witz-Oberlin ganz andere Gedanken für die Zeit nach dem Kriegsende vorgelegt; aber seine Gedanken blieben ungehört. Für ihn war eine Innere Mission Zukunftsprogramm. Dazu gehört für ihn nicht nur ein *»persönliches Erlebnis«*,[60] sondern auch so etwas wie eine Politische Religion, die eine weltweite Dimension hat.[61]

> *»Eine Politik ohne Moral ist Staatsverbrechen, Hochverrat. Eine Moral ohne Politik ist Möncherei, Pflichtversäumnis, Einseitigkeit, Engherzigkeit. Man braucht uns die Bedeutung des Staates nicht in Erinnerung zu bringen* […]. *Nichtsdestoweniger – ja, gerade darum – warnen wir vor Staatsfetischismus. Der Staat ist keineswegs der oberste Lebenszweck.«*[62]

Der Staat soll natürlich nicht religiös im Sinne eines Gottesstaates sein, sich aber

> *»von der Religion leiten lassen* […]. *Der Staat steht und fällt mit der Anerkennung der Oberhoheitsrechte des lebendigen Gottes. Folglich ist es auch unsere Pflicht, dahin zu wirken, daß die Staatsverfassung, die Staatsverwaltung* […] *immer mehr die Forderungen, ich sage nicht eine kirchlichen Partei – das wäre vom Übel – sondern der sittlich-religiösen Weltordnung entspreche.«*[63]

60 Carl Alphons Witz-Oberlin, Was soll und muß uns die Bibel im kommenden Frieden werden?, gehalten im großen Konzerthause Wien, […] am 23. September 1917, anläßlich der Reformationstagung des Evangelischen Zentralvereins für innere Mission (Wien 1917) 12.

61 Hans-Georg Ulrichs verweist auf den Barmer Pastor Adolf Lauffs, der sich auch gegen ein verengtes Verständnis der Reformation wandte; vgl. Hans-Georg Ulrichs, Eine »Gelegenheit, mit den unbekannten Vätern der reformierten Kirche bekannt zu machen«. Das Reformationsjubiläum 1917 in Emden und bei den Reformierten in Deutschland. *KZG* 26 (2013) 238–261, hier 255.

62 Witz-Oberlin, Was soll und muß uns die Bibel im kommenden Frieden werden? (wie Anm. 60) 13.

63 Witz-Oberlin, Was soll und muß uns die Bibel im kommenden Frieden werden? (wie Anm. 60) 13.

Witz-Oberlin entwirft damit einen auf christlicher Grundlage stehenden Staat, der einem säkularen entgegensteht. Die Geschichte der Zwischenkriegszeit mit der Ausprägung eines katholischen Ständestaates sollte allerdings zeigen, wie fatal eine solche Staatsauffassung werden kann. Für Witz-Oberlin jedenfalls war es unumgänglich, dass in einem solchen Staat Freiheit, v. a. auch Glaubens- und Gewissensfreiheit herrscht.[64]

Auch eine internationale Ordnung muss dementsprechend auf der *»Vorherrschaft des Rechtes«* und *»der christlichen Grundsätze«* erfolgen.[65] Sehr modern ist auch Witz-Oberlins Forderung nach einem internationalen Schiedsgericht.[66]

> *»Wenn die Völker, von diesem Geist geleitet, zu ihrem Heile erkannt haben werden, daß es gilt, mehr das Einigende als das Trennende in ihren Beziehungen zu betonen, wird es ihnen gelingen, auch die einzelnen noch offenen Streitpunkte so zu regeln, daß jedem Volk befriedigende Daseinsregeln geschaffen werden und damit eine Wiederkehr der großen Völkerkatastrophe ausgeschlossen erscheint. Nur unter dieser Voraussetzung kann ein dauernder Friede begründet werden.«*[67]

Die Geschichte hat gezeigt, dass die Zukunftsvisionen von Witz-Oberlin nicht Realität wurden.

Letztlich entwirft Witz-Oberlin jedoch die Vorstellung der Königsherrschaft Christi. Christus herrscht nicht nur über die Kirche, sondern über die gesamte Welt, die christliche wie auch die von Christus nicht erfasste. Die »Barmer Theologische Erklärung« wird 1934 in ihrer These 2 die Lehre verwerfen, *»als gebe es Bereiche unseres Lebens, in denen wir nicht Jesus Christus, sondern anderen Herren zu eigen wären«*.

Witz-Oberlin entdeckte 1917 wie viele andere Theologen des frühen 20. Jahrhunderts auch, dass

64 Vgl. Witz-Oberlin, Was soll und muß uns die Bibel im kommenden Frieden werden? (wie Anm. 60) 13.
65 Witz-Oberlin, Was soll und muß uns die Bibel im kommenden Frieden werden? (wie Anm. 60) 14.
66 Vgl. Witz-Oberlin, Was soll und muß uns die Bibel im kommenden Frieden werden? (wie Anm. 60) 14.
67 Witz-Oberlin, Was soll und muß uns die Bibel im kommenden Frieden werden? (wie Anm. 60) 15f. (Sperrungen im Orig.).

»das Reich Gottes […] *das große Neue (ist), in dem er aus dem Jenseits des von uns Machbaren auf uns zukommt, die Welt richtet und Gerechtigkeit und Frieden schafft«.*[68]

Witz-Oberlin drückte es 1917 folgendermaßen aus:

»Unter der königlichen Herrschaft Jesu Christi entfalten sich die Worte des Lebens zu Lebenskräften, zu Lebenstaten und bei dieser Entwicklung gewinnt und sichert sich die Menschheit auf allen Gebieten des persönliche, sozialen, politischen Lebens, je länger je mehr, Wahrheit und Freiheit, Gesittung und Gerechtigkeit, Edelsinn und Pflichttreue, Freudigkeit und Friede, Heil und Sieg.«[69]

Epilog

In seiner Ordinationspredigt über 1Kor 4, 1f.[70] mit dem bezeichnenden Titel »Treue um Treue«,[71] am 11. Juli 1920 in der evangelischen Kirche in Neunkirchen (Niederösterreich) gehalten, kam Josef Rudolf Beck, der Kriegsfreiwillige des Jahres 1914, auch auf Dienst und Knechtschaft zu sprechen. Er verband diese Begriffe mit der Situation nach dem Weltkrieg. Und er ließ aufhorchen: Denn hier sagte der begeisterte Freiwillige des Weltkrieges, dass *»unser Volk* […] *nicht ohne eigene Schuld und Zutun* [!] *so völlig in die Knechtschaft«* verfallen sei.[72] Im Abschlussteil seiner Predigt erinnerte sich Beck dann des konkre-

68 Eberhard Busch, Königsherrschaft Christi, I. Dogmatisch. *RGG*^{4} IV (2001) 1586–1588, hier 1588.
69 Witz-Oberlin, Was soll und muß uns die Bibel im kommenden Frieden werden? (wie Anm. 60) 16.
70 In der Stuttgarter Jubiläumsbibel aus dem Jahre 1912 – einer sehr gebräuchlichen Bibelausgabe dieser Zeit–sind diese Bibelverse überschrieben mit »Gottes Diener sind nur Gott verantwortlich«. Die Stelle lautet: *»*[1] *Dafür halte uns jedermann: für Diener Christi und Haushalter über Gottes Geheimnisse.* [2] *Nun fordert man nicht mehr von den Haushaltern, als daß sie für treu befunden werden.«*
71 Josef Rudolf Beck: »Treue um Treue«. Ordinationspredigt vom 11. Juli 1920 über 1. Kor. 4,1–2 in den Evangelischen Kirche Neunkirchen (Manuskr. i. Bes. v. Herrn Ing. Fr. Beck, Melk [Niederösterreich]).
72 Beck, Ordinationspredigt (wie Anm. 71) 7.



Quelle: Archiv A.V.! Wartburg (Wien)

Der Theologiestudent Walther Beck fiel als einer der ersten kriegsfreiwilligen Theologen.

ten Dienstes an seiner Umwelt, d. h. an seinem Volk, das bestimmend für sein Leben werden sollte: des Dienstes als Kriegsfreiwilliger.

> *»Niemals hätten wir es übers Herz gebracht, dereinst vor eine Gemeinde hinzutreten und ihr von Treue und opferfreudiger Hingabe zu reden, wenn wir damals hätten daheimbleiben müssen.«*[73]

73 Beck, Ordinationspredigt (wie Anm. 71) 17f. Von den z. T. kriegshetzerischen Tönen der verschiedenen Kriegspredigten ist hier überhaupt nichts zu bemerken. Diese Begründung der Kriegsfreiwilligmeldung findet sich auch schon bei Josef Beck (Vater) bei der Abschiedsfeier der kriegsfreiwilligen Theologen 1915; vgl. Josef Beck [Vater], Kirchliche Abschiedsfeier der kriegsfreiwilligen evangelischen Theologen am 1. Februar 1915 in der evangelischen Kirche Wien-Währing (Wien 1915) 6.

Karl-Reinhart Trauner (Hg.)

Religionen im Krieg 1914–1918

Evangelische Kirche in Österreich



Eine Publikation des Heeresgeschichtlichen Museums/Militärhistorisches Institut
(= Schriften des Heeresgeschichtlichen Museums, Bd. 19/1)

Impressum:

Medieninhaber, Herausgeber und Hersteller:
Republik Österreich/Bundesminister für Landesverteidigung und Sport
BMLVS, Roßauer Lände 1, 1090 Wien
Redaktion: BMLVS/HGM, Arsenal, 1030 Wien, Tel. 01 79561-10, contact@hgm.at
Lektorat: Dr. Claudia Reichl-Ham, Prof. Mag. Gertrude Nakhai
Da das Manuskript dem HGM bereits in vorformatierter Form übergeben wurde, wurde von einer Umarbeitung auf die Zitierrichtlinien des HGM Abstand genommen.
Layout: Axel Scala
Erscheinungsjahr: 2014
Titelbild: Oskar Brüch, Militärgeistliche (HGM)
Druck: BMLVS/Heeresdruckzentrum ASt Stiftgasse 5591/14
Endfertigung: CPI Moravia Books

Für den Inhalt sind allein die Autoren verantwortlich.

ISBN 978-3-902551-5-97